



- ◆ Trabajo realizado por el equipo de la Biblioteca Digital de la Fundación Universitaria San Pablo-CEU

Wer weilt auf stiller Walfahrt noch allein
 Und lugt herum bei hellem Mondenschein,
 Und bückt zu Diesem sich, zu Jenem nieder,
 Seltfam hantirend um die todten Glieder,
 Und zwischendurch sich wischend eine Zähre?
 Ein Schneider ist's mit Ellenstab und Scheere.

 Der arme Jacques! ein Wahnrath ist sein Leiden,
 Wie toller war ein Schneiderhirn verdreht,
 Er meint: der Antichrist kann nicht verschneiden,
 Bis er den Sterbekittel ihm genäht.

Jacques.

Er sucht nach Stoff und schneidet dort und hier
 Vom Körper eines Ritters, eines Pfaffen
 Ein Stück Gewands mit emsiger Begier,
 Um für den Miesekittel Zeug zu schaffen.

Beladen trollt er heim dann manche Stunde,
 Anspringen bellend ihn des Dorfes Hunde;
 Doch, wend't er sich, so weichen sie, geschreckt
 Vom Fegenthurm, der ihm das Haupt bedeckt.

Im Stüblein sitzt nun Jacques beim Lampenlicht
 Und sichtet seine Lappen, fügt und sticht;
 In bunter Eintracht binden sich zum Kleide
 Des Antichrist Tuch, Sammt und Pelz und Seide,
 Was über's Meer an Pracht der Osten sandte,
 Und was im fernen Wald des Nordens rannte.

Stoff und Gewebe vielfach und verschieden,
 Wie Herz und Glaube derer die sie trugen,
 Und die darum sich haßten und sich schlugen,
 Bis alle hüllt der gleiche Todesfrieden.

In Müß' und Hast ist schon sein Leib geschwunden,
 Doch fleckt die Arbeit nimmer für den Kunden;
 Ein Theil nur ist vom Ärmel seiner Rechten,
 Was Meister Jacques genäht in hundert Nächten.

Er sieht manchmal die Riesenhand des Recken
 Weit über's ganze Land hinaus sich strecken,
 Und auf dem weiten Feld der Hand umfahren
 Wie Mücken, ohne Zahl, bekreuzte Schaaren.

Wie zittert Jacques, wenn Sturmwind heult und kreischt,
 Und wenn die sommerlichen Donner rollen;
 Dann hört er seinen Kunden seufzen, grollen,

Der dringend seinen Sterbemantel heischt.
 Wenn ihm an's Fensterlein die Schloffen klopfen
 So ist's der Todeschweiß in kalten Tropfen,
 Den ihm der Antichrist an's Fenster schleudert,
 Und Jacques fährt auf und schneidert fort, und schneidert
 Daß glühend seine Nadel sich erhigt,
 Und Schweiß und Blut aus Stirn und Fingern spritzt.

Umsonst! er kann den Riesenwuchs nicht kleiden,
 Der arme Antichrist kann nicht verschleiden;
 Doch kann's ein Schneiderlein behend und frisch,
 Des Morgens lag er todt auf seinem Tisch.

Zur rechten Stund nahm Jacques die stille Flucht,
 Denn Simon zieht durch's Dorf mit seinem Heere,
 Er hört vom Jacques die wunderliche Mähre,
 Und tritt ins Haus und forschet umher und sucht.

Der Mermel, drauf der Meister lag, der bleiche,
 Wird ausgebreitet und genau durchspäht:
 Da sind viel rothe Kreuze drein genäht,
 „Jacques war ein Keger, auf! verbrennt die Leiche!“

Man wirft ihn auf die angeleckte Scheuer,
 Nachfliegen seine Lappen ihm ins Feuer;
 Von bannen zieht das Heer, rückblickend sehen
 Sie schon das Dorf in hellen Flammen stehen.

Zwei Troubadours.

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloser Irre;
 Die schönen Zelter sind entschwindne Träume,
 Die weichen Sättel und die Prachtgeschirre,
 Die Silberschellen und vergoldten Bäume.

Die frohen Tage sind für uns verloren.
 Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
 Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
 Wie gaben wir vergnügt dem Hof die Sporen!
 Wenn sonst nach einer Burg die Säger zogen,
 Wie gastlich war und jubelnd der Empfang,

Wie rasch die Worte aus dem Miegel sprang;
 Den Sängern war ein jedes Herz gewogen.
 Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
 Jed' Wörtlein lauschend in die Seele nahmen!
 Willkommen ist der Frühling nicht im Thale,
 Als einst der Sänger im geschmückten Saale.

Das ist vorbei und wird nicht wiederkehren.
 Nun rauscht die bange Welt von Kriegesheeren;
 Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
 Die Lieder nicht, mit Lust und süßen Schmerzen.
 O schöne Zeit, die wir verloren haben!
 O trübe Zeit, die den Gesang begraben!

Wenn sonst auch war ein wilder Streit entzündet,
 War doch dem Leid die Freude stets verbündet;
 Da tobte minder grimmig das Gefecht
 Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.

Da mochte noch in seinem Lagerzelte,
 Als Noth ihn und die Kampfgenossen quälte,
 Der Troubadour von seiner Dame singen;
 Vergessen ward der Hunger wie der Born,
 Denn also lieblich ließ Bertrand de Born
 Im Lied die Reize seiner Dame klingen,
 Daß Sehnsucht süß in Aller Brust erwachte,
 Und Jeder träumerisch der Fernen dachte.

Nun aber ist's ein Krieg um Himmel, Hölle;
 Den ewigen Mächten ist sein Dienst geweiht,
 Und fühllos tritt er, wie die Ewigkeit,
 Der Leichen starres, blutiges Gerölle.

Der Krieg wird nicht beruhigt und versöhnt,
 Wenn er das Land erfleht, die Burgen bricht;
 Und wenn der letzte Feind im Lode stöhnt,
 Und stille senkt das bleiche Angesicht,

So ist kein Friedensschimmer sein Erblichen,
 Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterstreichen.
 Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
 Noch immer ist es nicht das rechte Land,
 Die rechte Burg nicht, die er überwand,
 Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was soll ein Minnelied bei Rachehören?
 Wer mag in solchem Sturm den Sänger hören?
 Die Vögel schweigen, wenn die Bäume frachen,
 Die Nachtigall ist fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich soll es weich beweinen?
 Vielleicht mit einem Streitgedicht erscheinen?
 Ha! lieber soll mein Schwert in Schlachten fingen,
 Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich lasse ruhen hier an diesem Alt
 Mein Saitenspiel, den sonst so werthen Gast;
 Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
 Wird Niemand doch den neuen Meister spüren,
 Wenn eilig Wanderer ziehn vorüber hier,
 Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

Ins Lager fort des Grafen von Toulouse!
 Nicht taug' ich zum Gemahl in diesen Tagen
 Für eine königliche Frau, die Muße;
 Sie soll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Kommt, folge mir und sey mein Kampfgefährte!
 Wir wollen dort den Feinden unsrer Lieder
 Eindringlich ins Gesicht und in die Glieder
 Gewalt'ge Reime schlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns, antwortet der Genosse:
 „Ich sehne mich nach keinem Edelrosse,
 Nach Prachtgeschirren nicht, noch Prunkgewanden,
 Was ich bedarf ist wenig und zu Handen.

Ich schände nicht mein Herz mit wildem Hass:
 Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
 Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlasse
 Die Muse nicht in ihrem Mißgeschicke.

Ich will den armen Menschen Lieder singen
 Und Wohlklang in gestörte Seelen bringen;
 Von tapfern Thaten sing' ich dem Bedrohten,
 Und dem Betrübten lob' ich seine Todten.
 Ziehst du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
 War dieß mein letzter Schritt an deiner Seite.“

Und wieder spricht der kriegerisch Entbrannte:
 „Die Zeit ist hin, die Harf' und Herz bespannte;
 Wo willst du singen, Ruhm und Lieb' erwerben?
 Nur einen Schluck vom Trank der edlen Trauben?
 Die Einen morden und die Andern sterben,
 Die Einen betteln und die Andern rauben;
 So sänge denn, dir ist die Wahl geboten,
 Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.
 Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
 Um aufzuhorchen deinem Saitenspiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich fluchen,
 Und Herberg wirfst du in den Wäldern suchen.
 So hungre denn im Grünen, und beneide
 Singvögelein, die reichversorgten Gäste,
 Und hol' dir ihre Eier aus dem Neste,
 Schling' künft'gen Waldgesang ins Eingeweide!

Meist Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen,
 Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
 Der Sänger, der am Ast den Wurm verzehret?
 Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?

Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
 Die alte Lust zu singen mich befällt,
 Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
 Zur Kurzweil schallen lasse Spottgesang,
 Und einen feigen Burschen Glied für Glied
 Zusammenblas' in meinem scharfen Lied,
 Und durch ihn geile mit belachten Schwanken:
 Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!"

Mehr schallt kein Wort; doch klirren ihre Degen,
 Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.
 Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen,
 Für jede Wunde die den Einen traf,

Muß neu hervor das Blut des Andern springen,
 Und beide sinken in den gleichen Schlaf,
 Beim sanften Rieseln ihrer Purpurquellen,
 Wo, weiches Moos, die Sterbekissen schwellen.
 Sie liegen todt in tiefen Waldesgrunden;
 So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
 Ob sich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
 Ob es verläng' an sturmbetaubten Ohren,
 Gleichviel, es wäre immerhin verloren.

Am Baume liegen ihre Harfen beide,
 Bis sie vermorschen einsam und verwittern;
 Im Windeshauch die Saiten leise zittern,
 Und flatternd spielt das Band von bunter Seide.

Der Büßer.

Wer ist ein wahrhaft armer Mann?

Ist's der in hoffnungsloser Kerker Nacht?

Wer bei der sterbenden Geliebten wacht?

Wer auf dem Balken treibt im Ozean?

Ist's wer von Zweifeln ewig wird zerrissen?

Wer eine Schuld beherbergt im Gewissen?

Wem seine Tochter rohe Krieger schänden?

Wer auf dem Hochgericht den Sohn sieht enden?

Nein! wer den Jammer trinkt bis auf die Reige

Und wahrhaft elend ist allein der Feige;

Ein Feiger, hoch vom Schickjal hingestellt

Und ausgefetzt den Blicken einer Welt,

Die alle fragen, ob er kühn sich stemme

Anstürmenden Gefahren oder nicht?

Ob er ein Mann soll heißen oder Memme?

Wenn bleich und zitternd er zusammenbricht.

Wie schmeckt die Ruthe, Herzog von Narbonne,

Graf von Toulouse' und Markgraf von Provence?

Da stehst du, nackt von deinem Fürstenglanze,

Im Büßerhemd ein Fürst, o Priesterwonne!

Nings in unübersehblichen Geschwadern

Gafft Volk; thut nichts! der Abt weiß bleiche Linnen

Zum rothen Fürstenmantel umzuspinnen,

Er haut den Purpur dir aus deinen Adern.

Die Stole ist dir um den Hals gebunden,
 Dran zieht der Abt den stolzen Fürsten jetzt,
 So geht am Strick der Farre, müd' gehezt,
 Mit Lustgebell umtanzt von Metzgerhunden,
 Wie du dem Priester folgst ins Gotteshaus,
 Indeß die Mönche jauchzend dich umschwärmen
 Und dankend für das Fest Gebete lärmern,
 Und Glocken schallen in des Volks Gebrausch.
 Des Abtes Linke hält der Stola Enden,
 Die Rechte peitscht dem Fürsten in die Lenden.
 Das Volk erschrien zum unerhörten Fest,
 Die Schmach Raimunds der Nachwelt zu verbürgen;
 Es murrte, daß er vom Mönch sich schlagen läßt,
 Daß er den Muth nicht hat ihn zu erwürgen.
 Hin ist sein Muth, den manche Schlacht erprobte,
 Der Frog, der gegen Rom so feurig tobte,

Seit er, um Frieden stehend für sein Land,
 Vor Innocenz und seinem Zorne stand.
 Der Büßer wird gestellt zum Hochaltar:
 Man reicht ihm Hostie und Reliquien dar,
 Drauf muß er schwören nach des Mönchs Befehle,
 Mit bleichen Rippen und gebrochener Seele,
 Daß er gehorsam, treu, und heiß ergeben
 Der Kirche dienen wolle all sein Leben,
 Nach ihrem Wink zu leben und zu sterben,
 Und bald sein Schwert mit Kegerblut zu färben.
 O Fürst, an Leib und Seele wund geschlagen,
 Was freut auf Erden dich so unermesslich,
 Daß du nicht lieber stirbst wie Schande tragen,
 Was lockt hienieden dich so unvergeßlich?
 Die Erde ist und was sie hat nicht werth,
 Daß sich ein Mann, um drauf zu sehn, entehrt.

Viel hundert Knecht' und Lumpichte Gesellen
 Stehn da und bohren dir Verachtungsblicke
 In deines Leibes ruthenwunde Stellen;
 Sie schauen ihre niedrigen Geschicke
 Mit deinem Loose prachtvoll ausgeglichen,
 Da also schnöd der Muth von dir gewichen.

Wohl brennen dich die Blicke deiner Knechte:
 Die Blicke auch der Treuen, die dich lieben,
 Denn jeder wünscht: o wär' er todt gelieben
 Im matteften, unrühmlichsten Gesechte!
 O hätt' er Gift geschluckt in seinem Schrecken,
 Das Bittern seiner Glieder zu verstecken!

Sie staunen schmerzlich, daß du sie verlassen,
 Und schwörst, bis zur Vertilgung sie zu hassen. —
 Wer untergehn im Strome den Genossen
 Unrettbar sah und schauernd auf die Stelle

Vom Ufer hingestarrt, wo ihn die Welle
 Verschlungen und sich über ihm geschlossen,
 Der hat gefühlt verwandten Schmerz des Leides,
 Das Raimunds Freunden in die Herzen stach,
 Als über ihm zusammenschlug die Schmach,
 Als sie die Worte hörten seines Eides. —

Drauf schwört Graf Raimund: daß er nie und nimmer
 Den Mord Kierr's von Castelnau geboten;
 Er schwört's bei Gottes letztem Gnadenschimmer
 Und betet knieend für den frommen Todten.

Wie wahren Eid Graf Raimund hier geschworen,
 Weiß jener Mann, der dort am Rhonestrand
 Dem Mönch den Tod, dem Rosse gab die Sporen,
 Und ohne Spur verschwunden aus dem Land.

Der Abbas spricht: „Des Bannes schwere Bürde
 Heb' ich von deinem Haupt und jede Schuld;
 Die Kirche nimmt dich auf in ihre Huld,
 Sie schenkt zurück dir jede Macht und Würde.
 Nimm hin das Kreuz, ihr heiliges Geschenk,
 Trag's auf der Brust und rüste Tag und Nacht.
 Brich auf zu Christi Heer mit ganzer Macht,
 Sey deines Gids, der Ruthe sey gedenk!“

Vorüber ist die qualenvolle Stunde;
 Schamflüchtig vor des Volkes dichtem Schwall,.
 Mit wundem Leib und tieferer Seelenwunde,
 Enteilt Raimund durch eine Seitenhalle;
 Und muß, ob's Zufall, ob Vergeltung sey,
 Am Grab Pierr's von Castelnau vorbei.
 Er hätte gern sein Loos zum Laufsch geboten
 Dem ruhigen und hochgeehrten Todten.

Und traun! er läge besser auf der Bahre,
 Als noch die bangen, ruhmenterbten Jahre,
 Die Kraft in Scherben, und den Muth in Splintern,
 Umherzuschwanke in den Kampfgewittern,
 Bald diesem Heer, bald jenem zugesellt.
 Bis er verfliegend auf das Lager fällt,
 Und da ihn lange Niemand will bestatten,
 Sein Leib zuletzt zur Speise wird den Ratten.

Der Besuch.

Einsam in weithin unwirthbaren Gauen
 Im Wald wird eine Herberg angetroffen;
 Des müden Wandrers stundenlanges Hoffen,
 Wie freut er sich, wenn endlich sie zu schauen!

Schon ist es Nacht, das Haus umfaßt der Wind,
 Drin sitzen Vater, Mutter, Ahn und Kind,
 Und Knecht und Dirne am Kamin beisammen,
 Und werfen verbe Scheiter in die Flammen,
 In kalter Winternacht geborgen heiter,
 Denn willig brennen fort die harzigen Scheiter.

Die Mutter bringt manch Mährlein auf die Bahn,
 Von Fee und Ritter, Glück und Abenteuer,
 Die Andern horchen auf, nur nicht der Ahn;
 Der fauert dicht und sinnet still am Feuer,
 Umstörend in Erinnerungen, alten,
 Ob er schon einen Winter solcher Art
 Erlebt, wie dieser jetzt auf Frankreich starrt;
 Doch keinen denkt er je so grimmig kalten.

Horch! noch so spät, bei solchem Frost, Besuch?
 Es pocht an unsre Thür, was mag es geben?
 Verrath und Häfcher um uns aufzuheben?
 Ist's Theodor der Meister, mit dem Buch?

Er ist's, er tritt herein ins warme Zimmer,
 Doch grüßt er nicht, verflört, so scheint's, von Leid;
 Er setzt sich, da thaut des Reises Schimmer
 Und fließt herab von seinem Winterkleid.

Das Eis von Bart und Wangen niederfeuchtet,
 Ins Antlitz scheint das Feuer und beleuchtet
 Abscheu und Zorn, entsegenvolle Trauer;
 Und Alle faßt um ihn ein banger Schauer,
 Wie er ins Feuer starrt, vom Frost gerüttelt.
 Vom Aufruhr in der Seele wild geschüttelt.

Lang saß er schweigend so, in sich versunken;
 Da plötzlich greift er in die Brust und nimmt
 Das Buch und wirft es in die Gluth ergrimmt,
 Daß in die Stube spritzen helle Funken,
 Und ruft: „unselig Buch! du magst verbrennen!
 Aus dir die Menschen eine Bosheit holen,
 Wie nicht die Tiger in der Wüste kennen;
 Sammt meinem Glauben magst du hier verkohlen!
 's ist aus! nie ist ein Gott gewaltt auf Erden,
 Der Mensch im Zorn muß selbst Messias werden!“

Er schweigt und starrt; der Ahn, der greise, fragt:
 „Was wirfst du, Thor, die Bibel in die Gluth,
 Die du so oft, so gern uns ausgelegt?
 Was hat so schlimm verwandelt deinen Muth?“

Und Theodor entgegnet: „Alder, höre!
 Vergib, wenn ich den letzten Traum dir höre.
 Es ist so furchtbar kalt seit dreien Tagen,
 Daß todt die Vögel fallen aus den Lüften
 Und auf den Schnee wie Steine niederschlagen,
 Es frieren schier die Todten in den Grästen,
 Was noch lebendig ist, das flieht und hastet
 Und keinen Augenblick im Freien rastet;
 Ins Herz hinunter stockt der Brunnenquell,
 Die Wölfe heulen um ein zweites Fell,
 Aufberstend kracht die eisgesprengte Kiefer;
 Hart hat der Tod die Erde angepackt;
 Zu zittern schien mir Christ am Kreuz, so nackt,

Zur Hölle kriecht hinein der Teufel tiefer.
 Er mag's; hat er doch manchen Pfaffenmann,
 Auf den er sich indeß verlassen kann.

Bei solchem Frost hat man — wem seh's geklagt? —
 Verbannt die Unfern und hinausgejagt.
 Der Bischof ließ sie spüren, ließ sie greifen,
 Die Häuser, drin sie übernachtet, schleifen.
 Der edle Meister Gerhard sprach in Mitte
 Der Priester laut: schuldlos ist unsre Sitte!
 Er sprach im Richtersaal, nein, Tigerstalle:
 Ich bin Apostel, Christen sind wir Alle!
 Das fromme nichts; hinaus in Sturm und Schnee,
 Und schweigend trugen sie das bitter Weh.

Hülflöse Nacht, es drückt das bange Weib
 Umsonst ihr Kindlein an den armen Leib;

Nicht fleckt der Mutterhauch es warm zu halten,
 Verzweifelnd fühlt sie's an der Brust erkalten.

Sie irren in der Schneenacht hin und wieder,
 Und sinken endlich müde, schläfrig nieder;
 Sie schlafen ein, und stille wird ihr Schmerz,
 Erbarmend legt die Nacht sich an ihr Herz,
 Und saugt ihm leis unspürbar aus der Wunde
 Das Leben aus, wie Gift, mit kaltem Munde.
 Ich habe schauernd im Vorübergehen
 Sie dort beisammen liegen sehen."

Foir.

Wo der Held die Bande des Geistes bricht,
 Fehlt auch der Thor, der frevelnde, nicht,
 Der von der Fessel zwar los sich reißt,
 Doch mit der Fessel zugleich vom Geiße;
 Wie der Fuchs in der Eisenfalle verzagt,
 Und weil er sie nicht kann brechen entzwei,
 Das gefesselte Glied vom Leibe sich nagt,
 Um zu verbluten im Walde frei.

Der Graf von Foir will nur genießen
 Die Freuden, die irdisch auf Erden sprießen;

Ungläubig verhöhnt er und verachtet,
 Was über die Erde hinübertrachtet.

Ihm ist das Grab wahrhaftiges Grab,
 Der Tod ein hoffnungsloses Hinab.
 Er lacht der Einen, die für die Lehren
 Der Kirche sich rotten zu grimmtigen Heeren,
 Er lacht der Andern, die frommen Wigen
 Zu lieb ihr köstliches Blut versprigen.

Das Alles nennt er ein strittiges Meinen,
 Indes man über des Weibes Küsse,
 Des Welnes Freudengewittergüsse
 Schon seit Jahrtausenden ist im Meinen.

Mit Rossen, Gauklern, Dirnen und Jägern,
 Stoßvögeln, Hunden und Lautenschlägern,
 Mit vollem Rüstzeug der Lust umgeben,

Zu genießen rasch ein verkehrtes Leben,
 Braust Graf von Voix durch die Felder hin
 Zum Kloster des heiligen Antonin.

Ein Mönch, die Lämmer des Klosters weidend,
 Und eben ein Rohr zur Flöte sich schneidend,
 Sicht's, taucht ins Gebüsch vor solchem Zug
 Und schlägt erschrockene Kreuze g'nug
 Er hört Gepflauder, Wiehern, Gelächter,
 Gebell und Vogelkreischen dazwischen,
 Drein klägliches Blöken die Lämmer mischen;
 Ach, in die Herde stürzen die Schlächter.

Sie kommen den Hügel heraufgezogen,
 Gleich steigenden Uberschwemmungswogen.
 Sie stoßen ins Horn, Einlaß verlangend,
 Der Pförtner gehorcht dem Rufe bangend,
 Der Schlüssel irrt in zitternder Hast,

Bis drehend im Schloß den Kiegel er faßt,
 Auf geht die Pforte zur schlimmen Stunde,
 Des friedlichen Klosters klaffende Wunde.

Voix führt in die Kirche, die Mönche zu necken,
 Sein Roß und tränkt es im Weihebeden:
 Der eisenbeschlagne Gaul betrat
 Die Marmorglätte mit zögernder Scheu,
 Gleich weiß der frevelnde Reiter Rath,
 Wirft Meßgewänder ihm vor zur Streu.

Er schüttet seinem geliebten Traber
 Ins Tabernakel den Zehenthaber,
 Und spricht mit spöttisch verzogner Lippe:
 „Das heilige Kindlein von Bethlehem
 Lag dort so ärmlich und unbequem,
 Hier schläft es nun wieder in einer Krippe;

Doch Gold nicht und Myrrhen, noch Weihrauch läßt
 Mein Hengst ihm fallen zum Wiegenfest."

Er scherzt, indem er den Falken wiegt:

"Sieh, sieh! dort über dem Altar fliegt
 Der weißgefiederte Köhlerglaube,
 Der heilige Geist im Flaumkleide;
 Auf, auf, mein Falke, du lustiger Heide,
 Und beiße herab mir die zierliche Taube!"

Die Gnadenmutter der gläubigen Seelen
 Steht zierlich geschnitz und strahlt in Juwelen:
 Die losen Dirnen, zum Tanz sich schmückend,
 Umringen die Jungfrau Maria pflückend;
 Sie rauben der Stirne den Blumenkranz,
 Vom Hals das goldgestickte Gefröse,
 Die Perlen, der funkelnden Steine Glanz,
 Und streicheln das Kinn ihr: „o sey nicht böse!"

Indessen die Küche was nöthig fodern,
 Am Herde gewaltige Schelter lodern,
 Und im Takte provencalischer Weifen
 Am Spieße, sich bräunend, die Lämmer freifen.

Die Knechte bringen den Wein in Mulden,
 Rasch wandeln die Becher im lustigen Kreise,
 Zum Prior der Graf spricht, schelmisch leise:
 „Gib! gebt mir Bescheid und sagt mir in Gulden,
 Braucht ihr das Alles zum Opfer der Messe?
 Ist alle der Wein nur Blut des Herrn?
 An seine Größe glaub' ich wohl gern,
 Verträgt er so reichliche Aderlässe."

Der Graf ermuntert das müße Loben;
 Ein Schalksnarr steht auf der Kanzel oben,
 Mit tollen Geberden, mit scharfem Gefreiß,
 Er predigt: „Im Anfang war das Fleisch;

Und Gott war das Fleisch, und dieses war
 Bei ihm beständig und immerdar;
 Und das Fleisch ist Wort geworden und Licht;
 Johannes schrieb verkehrten Bericht.
 Drum sollen das Fleisch wir halten in Ehren,
 Seyd lustig, ihr Kinder, und laßt es gewähren."

Er springt von der Kanzel und sinkt auf's Knie
 Vor einer Dirne mit Courtoisie:
 „Komm, schönste der Damen, die Geigen locken,
 O tanze mit mir! die Stunden rennen,
 Wer weiß wie bald wir beide verbrennen
 Und tanzen im Wind als graue Flocken.
 Ach, Aschenflocken dein blühender Leib!
 Komm, hänge dich fest, du süßes Weib,
 An mich, und liebe mich wild und zart,
 Eh' du hangen bleibst an des Pfaffen Bart!"

Und Boix lacht auf und schmettert ins Horn,
 Die Mönche zittern vor Angst und Born.
 Der Reigen ist los, ein brausendes Jagen,
 Die Länzer fliegen in grimmiger Luft,
 Als fühlten sie alle doch in der Brust
 Das unbetäubte Verhängniß schlagen.

Carcassonne.

Simon mit seiner ganzen Heeresmacht
 Belagert Carcassonne Tag und Nacht.
 Drin schützt Roger sein Volk und lenkt den Streit;
 Die Männer sind zu jedem Tod bereit.
 Der Frauen manche schneidet ihr schönes Haar,
 Und gerne bringt sie es zum Opfer dar,
 Froh, daß sie kann mit ihrer Bierde nützen,
 Nicht sie die Bogensehne drauß dem Schützen;
 Die Kinder zitternd ihre Hände falten
 Und beten zu den Mauern, daß sie halten.

O daß sie hielten! drauß aber stürmen
 Beschwingte Felsen von den Schleudertürmen:
 Schon brechen hier und dort die Quaderstücke,
 Den Feinden lacht die offene Mauerlücke.
 Ingrimig in die Mauern schlägt „die Kage“
 Mit Eisenkrallen ihre Eichenzage;
 Sie schlägt die Lasten zu den frommen Sängen,
 Womit die Priester helfen ihren Streitern,
 Die sie wie reiches Del ins Feuer sprengen;
 Simon gebeut den Sturm, man stellt die Leitern.
 Hinan! sie klettern hastig und verwegen,
 Und Andre stürzen von den höchsten Sprossen
 Den Kimmenden entgegen schon, erschossen,
 Es fällt ohn' Unterlaß ein Leichenregen.
 Die Krieger mengen sich im Steigen, Fallen,
 Wie eines Springquells Auf- und Niederwallen.

Graf Simon lenkt mit donnernden Geboten
 Den Sturm: „hinan! erschreckt nicht vor den Todten;
 Sie fraßen viel vorweg euch von den Pfeilen,
 Mit ihnen müßt ihr nicht die Beute theilen;
 Im Namen Jesu Christi, drauf und drein!“
 Die Schwärme stürmen durch das Mauerloch,
 Das von der Kage schütterndem Gepösch
 Aufklast, die Stücke brechen Stein auf Stein.

Doch bricht kein Stück von jenem Heldenherzen,
 Das, groß genährt von seines Volkes Schmerzen,
 Das Leid und Schicksal all der Seinen trägt;
 Seht ihr Roger den Helden, wie er schlägt!
 Dort an dem Thurm, drauf seine Fahne weht,
 Vicomte Roger mit breitem Schwerte mäht
 Wie Halme die bekreuzten Männer nieder;
 Nie grüßt, wer ihn nicht fleht, die Heimath wieder.

An seiner Seite sieht Graf Foix, der feste,
 Und ihm zu Füßen wächst die Leichenstrecke;
 Und die von ihren scharfen Klingen starben,
 Läßt Foix mit Schnüren binden jetzt in Garben:
 Dem Grafen Simon stürzen sie zu Füßen,
 Für jenen Rosenkranz ein Gegengrüßen.

Nachdem er hundert Herzen Halt geboten,
 Ist nun auch Foix gesunken zu den Todten.

Im Sturm hat Simon jetzt den Wall erklettert,
 Und manchen Feind sich aus der Bahn geschmettert,
 Indem er durch zu jener Stelle bricht,
 Wo Held Roger die hellen Wunder sieht.
 Die Besten sind zu jenem Ort gedrungen,
 Und heißer ward auf Erden nie gerungen.

Die Sage spricht: dort ballte das Verderben
 Im Kampfe sich, dort war so dichtes Sterben,
 Daß irr die Seelen, die von dannen wallten,
 Im wilden Kampfgewühl zusammenprallten,
 Und dann, noch krank von ihres Hasses Toben,
 Mit Grauen weithin auseinander flogen.

Wie Liebeslust, wenn schon ihr Drang gebüßt,
 Nachschwelgend noch mit trunken Lippen küßt,
 So zückt, nicht satt von ihrem Todesstreiche,
 Die Hasseslust den Stahl noch auf die Leiche.
 „Hinab!“ so schallt nun Simons mächt'ge Stimme,
 Er weicht dem Schwert Rogers mit Scham und Grimme;
 Die überwundenen Kreuzeskrieger jagen
 Hinab, zurück, der Sturm ist abgeschlagen.

Beziers.

Es läßt die Sanduhr Korn an Korn verrinnen,
 Und fällt das letzte, ist die Stund' von hinnen;
 Also mit jedem Augenblicke fällt
 Ein Todter in Beziers zum blut'gen Grunde;
 Ein Dämon hat die Leichenuhr bestellt,
 Daran zu messen eine Menschenstunde.
 Das wilde Kreuzesheer ist eingedrungen,
 Und alles Leben wird hinabgerungen.

Simon voran, der harte Todesdegen,
 Und fallen muß wer sich ihm wagt entgegen.

Nicht rühmt das Lied den Tapfern nach Gebühren,
 Weil es vom Wirbel bis zur Ferse nieder
 Ihn haßt und jedes Rücken seiner Glieder
 Und Schild und Speer und alles was sie führen.

Abt Arnald ruft ins Fechten, wo es flocht:
 „Gaut ein! der Ablaß und die Beute lockt!“
 Den Priester reitet Simon an, zu fragen:
 „Herr, sollen wir auch Katholiken schlagen?
 Der Unfern viele sind in diesen Mauern,
 Ist hier gestattet Mitleid und Bedauern?“

Der Abt entgegnet: „dessen ist nicht Noth,
 Schlagt Keger, Katholiken, Alle todt!
 Wenn sie gemengt auch durcheinander liegen,
 Gott weiß die Seinen schon herauszukriegen.“

Wenn still und lautlos gienge dies Zerstoren,
 Man müßte aus den Wunden hier das Blut
 Gleich einem Bach im Walde rauschen hören,
 Doch wie ein Meer im Sturme schreit die Wuth;
 Es brennt die Stadt, die Flamme hilft den Waffen;
 Wenn Tiger nach Beziers herzögen lüftern,
 Den Rauch des Blutes in den heißen Muffern,
 Sie würden müßig hier, bewundernd gaffen.

Dort flüchten Tausende zur Kathedrale,
 Nachjauchzt der Mord mit hochgeschwungnem Stahle;
 In allen Gassen, Häusern und Gemächern,
 In jedem Sparrenwinkel unter Dächern,
 In jedem tiefen dunklen Kellerbogen
 Wird nachgejucht und milden Mords gepflogen.
 Vom Giebel wird ein Keger dort geschleift,
 Wie sonst ins Laubennest der Marber greift;

Hier pocht der Scherge an des Fasses Lauben,
 Und tönt es dumpf, so wird es aufgebrochen,
 Ob nicht ein Kezer sich hineinverkrochen,
 Sein Blut gilt werther als das Blut der Trauben.

„Komm, heil'ger Geist!“ die Priester alle singen.
 Kein Gräuel kann wie der das Herz empören:
 Der Opfer viele in die Flamme springen,
 Um nur die Mörder singen nicht zu hören.
 Doch Tausende sind jener auch gefallen,
 Für welche süß der Lobsang würde schallen.
 Die Stund' ist aus, nichts gibt es mehr zu morden,
 Hoch brennt die Stadt, und weiter ziehn die Horden.

Roger, Vicomte von Beziers.

Roger, der junge Held, im Kerkerthurm;
 Kein Blitz so scharf, daß er die Nacht durchdränge,
 So heftig robt auf Erden nie ein Sturm,
 Daß nur ein Laut davon hinunter klänge.
 Verlöre jetzt die Sonne ihren Schimmer,
 Dem Glühwurm gleich, der sterbend sich verdunkelt,
 Wie von Beziers die letzte Kohle funkelt
 Und Asche wird beim letzten Sterbgewimmer,
 Roger erführe das in seiner Gruft
 Nur am Erfalten seiner Kerkerluft;

Die Nacht in diesen festen Quaderschichten
Kann sich zu tieferer Schwärze nicht verdichten.

Hiel je auf diesen Fleck der Sonne Schein?
Der moderfeuchte hat es längst vergessen;
Hier mag Roger, wie viel an Land noch sein,
Im steten Hin- und Wiedergange messen.

Sein Lebensglück ist ihm verweht zur Sage,
Die er sich selbst erzählt; sie klingt so traurig!
Ihm ist der helle Strom der Jugendtage
Gefloßt zu einem Sumpfe, schwarz und schaurig.
O Fürstenglanz! wie bald bist du verblichen!
O Waffenglück! wie treulos du gewichen!

Verrathen und gefangen muß' er werden
Von Simon, dem Verhaftesten auf Erden.
Mit Ritterwort ward Freigeleit gelobet,

Dem Keger wird die Treue nicht erprobet. —
Um Frieden wollt' er dingen für die Seinen,
Die nun verwaist um ihren Ketter weinen;
Sie flohn aus Carcassonne still und sacht
Durch ein geheimes Pförtlein in der Nacht.

Auf's Halmenlager wirft Roger sich hin,
Und läßt Vergangenheit vorüberziehn.
Vorüberträumt an seinem Gram und Zorne
Sein Jugendglück: wie er zur Morgenstunde
Die Sonne aufgeweckt mit seinem Horne,
Den Jägertroß und die erfreuten Hunde.
Wie sie lustlärmend durch die Wälder eilten
Und wacker Hirsch' und Rehlein niederpfeilten;
Frisch auf! Ha! Ho! die starken Keuler brechen;
Er schwingt den breiten Spieß zum Bärenstechen;
Wie dann beim frohen Mahl die Becher klangen,
Und Troubadours das Lied der Liebe sangen.

Wohl bitter ist's in Kerkerfinsternissen
 Den Sonnenschein, den Strahl der Sterne missen,
 Gebirg und Wald und hellen Vogelklang,
 Der Wasser Rauschen und der Donner Klang;
 Doch bitterer ist's, den Blick des Freundes meiden,
 In dessen Strahl entschlummern unsre Leiden,
 Gleichwie im warmen Frühlingssonnenschein
 Die Mattern süß ermüdet schlafen ein;
 Doch bitterer ist's, des Freundes Wort entbehren,
 Dem selbst das Elend glaubt die holden Mähren,
 Daß Alles noch sich werde fröhlich wenden,
 Und jeder Gram in Ruh' und Freuden enden.

 Kein Fröling weiß so traut und wohl zu klingen,
 Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
 So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
 Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden.

Roger gedenkt an seinen Freund Alfaz,
 Den liebsten aus der kühnen Männerchaar. —

 Dann fährt er auf im schmerzlichsten Ergrimmen,
 Wenn er zu hören meint die fernen Stimmen
 Der Seinigen, die unter Rosseshufen
 Und auf den Scheitern ihn um Hülfe rufen.

 Wohl ihm, wenn ihn ergreift Erinnerung,
 Wenn ihm ertönt das Feldgeschrei: „zu Waffen!“
 Die Rosse wiehern im beherzten Sprung,
 Die Schwerter schallen und die Wunden klaffen,
 Die Kolben krachen und die Lanzen splintern,
 Die Rosse stürzen sammt den Kreuzesrittern;
 Die Pfeile schwirren, tausend Wunden stechend,
 Als Mücken dieser heißen Abendzeit,
 Und Held Alfaz, den Feindesschwarm durchbrechend,
 Erglänzt, ein Stern im Strahl der Tapferkeit,

Ein Nachtgestirn, das in dem Kampfgewühle
 Ringsum den Feinden sendet Todeskühle.

Abrede hat mit ihm Roger genommen:
 Von Osten ist der Eine zugefahren,
 Der Andre haut von Westen in die Schaaren,
 Und mittens wollen sie zusammenkommen.
 Und jeder führt sein Häuflein Kampfgenossen,
 Sie stürmen auf den schlachtherauschten Rossen
 Einander zu, zur Rechten und zur Linken
 Im Lückenbruch erschlagne Feinde sinken.
 Und Jeder freut sich, trifft er im Gefecht
 Den Gegner kriegserfahren, kampfgerecht,
 Wenn seine Kunst, das Ross im Kreis zu schwenken,
 Die Art im Anlauf seinen Speer zu senken,
 Von ferne schon den edlen Helden loben,
 Was Stich und Hieb in harter Näh' erproben.
 An seinem Harnisch ist der Speer zersprungen,

Doch hat Roger, Alf ar sein Schwert geschwungen.
 Dann muß der Held des Siegens sich entwöhnen,
 Und, hingestreckt, Lebwohl der Erde stöhnen;
 Die matte Hand greift irr und ungewiß
 Umher schon in der Todesfinsterniß.

Nun sieht der Freund des Freundes Helmbusch wallen,
 Er kennt ihn an des Schwertes lautem Schallen;
 Der roth' und schwarze Busch begegnen sich,
 Wie Blut und Tod, wo dies Gefieder strich. —
 Schon sind sie durch — es fiel der letzte Schlag —
 Sie wünschen sich gar fröhlich: „guten Tag.“

Roger ist aus dem schönen Traum erwacht,
 Still wünscht sein Feind dafür ihm „gute Nacht“,
 Denn durstend greift er nach dem Krug
 Und trinkt den herben Tod mit einem Zug.

Das Mädchen von Labor.

Nach langem Kampfe ist die Burg genommen;
 Wie schwelgt das Kreuzesheer in Nachewonnen!
 „Komm', heil'ger Geist!“ so singt der Priester Chor,
 Und was da lebt muß sterben in Labor.
 Nur eine Jungfrau überlebt den Tag,
 Die scheinotdt still in ihrem Sarge lag.
 Sie hörte nichts vom Lärm des letzten Sturmes,
 Und nichts vom Niedertrach des festen Thurmes;
 Wie alles fiel, was sie geliebt hienieden,
 Verhüllte ihr ein falscher Todesfrieden.

Nun wacht sie auf; wie stille! nicht ein Laut!
 Der Jungfrau, daß sie taub geworden, graut;
 Sie prüft mit einem Schrei ihr Ohr,
 Sie hört — erschreckt von ihrem eignen Schalle,
 Denn sich nur hört sie; — „bin ich in Labor?
 Herbei! weh mir! o Gott, wo sehd ihr Alle?“

Sie stürzt hinaus und steht entsetzt, warum
 Rings Alles in der Burg so grabesstumm.
 Da liegen sie umher,
 Das Mädchen ruft: weh mir! lebt Keines mehr?
 Doch Niemand hört sie, Niemand wird gewahr
 Und freut sich, daß entstiegen sie der Wahr.
 Sie sucht am Grund die Eltern, findet sie nicht,
 Und jedem Todten schaut sie ins Gesicht.
 Sie sucht den höchsten Schreck an jeder Stelle
 Und findet ihn zuletzt in der Kapelle,

Als hätte, wählend, jegliche Prachtblume
Der Tod gespart zum Schmuck dem Heiligthume.

Dem Greise, der an Krücken sich geschleift,
Ist schnell das Kind zum Sterben nachgereift;
Dort ist die Brust der Jungfrau unverehrt
Vom Haupt des rohen Waffenknechts beschwert;
Ein Ritter dort, im Antlitz bleichen Zorn,
In's Auge eines Mönchs gedrückt den Sporn.

Wie sind die theuren Züge, ach! entstellt,
Auf welche jetzt der Blick des Mädchens fällt;
Doch kennt das Herz die ihm die Nächsten waren,
Am Kleid, am Wuchs, am Finger, an den Haaren.

Die Jungfrau weint, nicht jene milden Zähren,
Die uns ein Unglück lindern und verklären,

Dem Mädchen, wie's die Elternleichen schaut,
Des Irrsinns Nebel von den Wimpern thaut.

Sie springt ans Christusbild dort am Altar
Und ruft! „du Armer! möchtest fort, nicht wahr?
Wie quälst du dich, hinaufzuziehn die Füße,
Daß sie das Blut, das steigende, nicht küsse!
Sie sind genagelt; — reut es dich? dich reut's,
Daß du gekommen bist ans Kreuz!

Das Alles, Alles ist um dich geschehen!

Wie bang sich deine Augen drehen!

Hoch steigt das Blut, das bald den Fuß dir näßt,

Ich zerr' umsonst, der Nagel steckt zu fest,

Er hastet immer noch;

Maria, hilf! Johannes, helfst mir doch!

Du armer Menschensohn,

Wie sträuben sich die Dornen deiner Kron!

Wie wild die Angst um deine Lippen zückt!
 Ich fürchte mich vor dir, du wirfst verrückt!“ —

Sie flieht hinaus, da schrei'n die Raben
 Sie an: willst du was uns gehört begraben?
 Sie flieht und weint, und Jedem nah und fern
 Klagt sie das traurige Geschick des Herrn.
 So klagend irrt durch Dörfer, Wald und Moor,
 Und weckt Mitleid das Mädchen von Lador.

Des Wandrers Gruß.

Sein Feld besät mit Körnern dort ein Bauer,
 Verdrossen thut er's, in verzagter Trauer.

Wird seiner Sense spritzen einst die Aehre,
 Und nicht den Rosseshufen wilder Heere?

Wer mag getrost die Zukunft noch beschicken,
 Sieht er den Sturm schon kommen, sie zu knicken?

Mit lässiger Hand den Samen wirft der Alte
 Und wenig hoffend in die Furchenspalte.

Sein Söhnlein aber streut mit hellem Singen,
Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen!

Dort flattert nieder eine Taubenschaar,
Und pickend schmälert sie das künft'ge Jahr.

Die Diebe steht der Landmann sonder Grollen
Mit schwanken Köpfelein schreiten durch die Schollen:

„Ei! Tauben, laßt gefallen euch die Kerne:
Der Feind ist nah, die Ernte noch so ferne!

Du weiße dort! hat dich ein Pfeil geschreckt,
Daß also roth die Brust dir ist gefleckt?

Doch nein! wer hat Geschosse zu verschwenden?
Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben senden?

Läublein, bist von Lavor? und traf dich Blut,
Als du ins Nest heimflogst zu deiner Brut?

Barg ein Verfolgter sich am Tag der Rache,
Und ward ergriffen unter deinem Dache?

O trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
Das Blut des Menschen tragen hin und wieder!“

Der Alte hat der Taube Loos errathen,
Und trauernd streut er wieder seine Saaten.

Ein Wandrer, einsam wallend durch das Land,
Des Bauern Wort belauschend stille stand;

Und freundlich spricht er, eh er weiter zieht:
„Hörst du der Lerche helles Morgenlied?

Vom Riede einer Lerche ist umher
Der ganze Himmel voll, nicht Klage mehr!

So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerstampft dir auch die Saaten Hoffeshuf.

Es klingt ihr Ruf je heller in die Welten,
Je mehr die Feinde stillen Tod verbreiten."

Alfar.

Alfar der Held in seinem Leben
Hat Priestern nie Gehör gegeben;
Und was die Abtgenfer sprechen,
Ist ihm nicht minder fremd geworden
Seit jenem unvergessnen Morden
Zu Brom, seit jenem Augenstechen.

Gern mag er die Erinn' rung fragen
Nach seinen goldnen Jugentagen;
Und was ihm ohne Spur entschwunden,
Sucht er bei Kindern zu erkunden.

Auch dem von Schuld und Schicksal Kranken
Gewährt oft flüchtiges Genesen
Bei frohen Kindern der Gedanken:
So bin ich einmal auch gewesen.

Wer seine Jugend überlebt,
Wen unversehrt Leid getroffen,
Wem schal geworden jedes Hoffen,
Für das er sehnlich einst gestrebt,
Und wenn er kalt für Ruhm und Ehren,
Kein Kuß ihm zündet mehr am Munde:
O könnt' ein Zauber ihm gewähren,
Ein Kind zu sehn nur eine Stunde,
Könt' er die Welt mit frischen Blicken
Nur einmal noch und freudig sehen,
Es würd' ihn stärken und erquick'n,
Bis das Geschick ihn heißt vergehen.

Der Trübe spricht: „wohl euch, ihr Kleinen,
Daß ihr vom Glauben unvergällt
Noch treulich spüren könnt die Welt,
Und mit euch selbst es redlich meinen!“
Der Trübe spricht: „doch wahr's nicht lange,
So sehd auch ihr ein Raub der Schlange;
Denn wenn in dieser Zeit die Kunde
Des Glaubens naht, der geht zu Grunde.

Glaubt er, so ist's um die Natur gethan,
Die er hinopfert seinem Wahn;
Und siegt Vernunft, so muß der sterben,
Und dem wird Haß die Welt verderben.
Der Mensch mag glauben, zweifeln, wissen,
Sein Leben ist vergällt, zerrissen.“ —

Ein Schreck ergreift die Leichenwacht,
Wenn auf der Bahr' in stiller Nacht

Vom Scheintod wach, ein Mensch sich regt,
 Den sie zu früh dahin gelegt;
 Und faßt euch nicht ein tiefres Grauen,
 Läßt sich vor euch ein Todter schauen
 Mit scheinlebendiger Geberde,
 Der besser läg' im Schooß der Erde,
 Weil jede Gluth in ihm verlobert,
 Und längst sein bestes Leben modert?
 Der Todeskenner nur erschrickt,
 Wenn er ein solch Gespenst erblickt.

So haust Alfar auf seinem Schlosse,
 Nichts kann ihm Leid noch Freude schaffen,
 Im Stalle feiern seine Rosse,
 Und Rost verdunkelt seine Waffen;
 Das Wild im Forst mag ruhig schreiten,
 Er jagt nicht mehr in diesen Zeiten.

Seit auf sein Kind geschah ein Jagen,
 Und Priester ihm den Sohn erschlagen.

Der Schmerz, die Wuth, die Rache tobten
 In seiner Brust und in der Schlacht,
 Und Feinde starben, Freunde lobten,
 So flog ein Jahr wie eine Sturmesnacht.
 Dann war es still und ausgestorben
 In seiner Brust und jedes Glück verdorben.
 Wie nach Gewittern wilde Bäche
 Auf grün lebend'ger Wiesenfläche
 Nur Steingeröl zurücke lassen,
 Bleß ihm den Tod zurück sein wildes Hasen.

Er wandelt einsam, kalt und müßig;
 Wenn freundlich ihn die Sonne grüßt,
 Er dankt ihr nicht; er wünscht im Hain,
 Wenn alles grünt und schallt von Liebern,

Es möchte dürr und stille sehn;
Er fühlt nur noch ein kühles Widern.

Zur Abendzeit der Mitter stand
An seines Schlosses Felsenrand.
Die Sonne leuchtet in das Thal,
Und lächelnd schaut er ihren Strahl,
Indem er ihr die Worte spricht:
„Es ist umsonst, bemüß dich nicht,
Die Flur zu schmücken und zu nähren,
Die sie vielleicht noch heut verheeren!

Und doch warum? — weil die verneinen,
Was die vielleicht zu glauben meinen.
Auf seines Herzens tiefstem Grund
Sitzt auch dem gläubigsten Gefellen
Der Zweifel als ein wacher Hund,
Den Nazarener anzubellen.

Sa! Innocenz Ischarioth
Hat auch verrathen seinen Gott
An seine Furcht und banges Zagen,
Daß Keger Christum noch verjagen;
Er traut nicht seinem Machtbestand,
Drum dient er ihm mit Schwert und Brand;
Schon steht er ihn hinausgestoßen,
Der Götterwandrung angeschlossen.

Was selbst er nur mit halben Kräften
Vermag zu glauben und zu halten,
Sucht er mit herrisch frechem Schalten
Der Welt gewaltsam anzuhasten.

Wenn ich es höre, wie sie reden
Von Gott und ihren Glaubenssehden,
Wie Haß und Wahn die Welt entzweiten,
Wie Fabeln gegen Märchen streiten;

O grauser Abscheu, tödtlich kalt,
 Der mir die Brust zusammenkrallt!“

 So sprach der Wilde vor sich hin,
 Und sieht im Thal zwei Wandrer ziehn,
 Und jetzt den Pfad der Burg erklimmen,
 Laut streitend mit erhitzten Stimmen.
 Sie fegen rüstig mit den Händen,
 Um ihren Worten Kraft zu spenden,
 Und auf dem Steilpfad mit den Füßen
 Das Gleichgewicht nicht einzubüßen.
 Der Eine — Mönch, der Andre — Krieger,
 Will jeder sehn im Streite Sieger:
 Was Christus mit dem Felsgesteine,
 Worauf sein Bau gegründet, meine? —

Alar aus kalter Seele lacht
 Und ruft hinunter: „habet Acht!

Dies ist der einzige Felsen, traun!
 Worauf sich läßt auf Erden bau'n!“
 Mit leichtem Tritte stoßt der Heide,
 Zu schlichten ihren lauten Hader,
 Hinunter einen losen Quader,
 Und in den Abgrund stürzen Beide.

Das Gelage.

In einer Laube an der Seine trinken
 Drei Freunde ihren Becher aus Burgund;
 In warmer Freude überström't der Mund,
 Die Hecken blühen, die goldnen Sterne blinken.

Nicht sicher ist es heutzutag auf Erden,
 Schwer im Verhängniß athmen diese Zeiten,
 Im Garten hier auch leise Horcher schreiten,
 Die frohen Becher lauernd zu gefährden.

Die Freunde aber trinken froh, und sprechen,
 Wie die Gedanken auf im Herzen brechen,
 Sie lassen frei die Herzensblume büften,
 Kein Rückhalt sey in solchen Frühlingslüften.

Sie sprechen von den höchsten, letzten Dingen,
 Und ihre Becher hell zusammenklingen.
 Zum Sternenhimmel weist empor der Eine
 Und redet laut bei hochgeschwungnem Weine:
 „Seht, Brüder, seht, wie uns die Sterne strahlen!
 Als hütten Herberg sie zu tausendmalen,
 Wenn man von dieser Erde uns vertriebe.
 Doch höher ist die Heimath, die uns bliebe.
 Laßt uns das Herz mit Muth und Freude tränken:
 Zu Almerichs von Bene Angedenken!
 Ein freier Mann! ein Forscher ohne Zagen!“
 Und ihre Becher hell zusammenschlagen.

„Seht, wie der Frühling uns den Trunk gesegnet
 Und in den Becher seine Blüthen regnet!
 O spielten doch in den Pokal die Weste
 Uns Flocken von des Freundes Aschenreste,
 Daß wir sie an die Lippen heben dürften,
 Und liebend mit dem Wein hinunterschürften!“

Zerstreut an hundert Tischen in dem Garten,
 Bei Wein und leckern Speisen aller Arten,
 Studenten sitzen aus der hohen Schule
 Paris, genannt die Leuchte dieser Welt,
 Und, allzufreien Künsten zugesellt,
 Bewirthe't Mancher neben sich die Buhle.
 Von Schweden, Deutschen, Polen und Franzosen,
 Von Italienern, Ungern, Engelländern,
 Vielsach an Sprache, Sitten und Gewändern,
 Die lauten Stimmen durcheinandertosen.

Hier halten Theologen Wortgefechte,
 Spitzfindig dialektisch; blanke Waffen
 Muß Aristoteles, der Heide, schaffen;
 Juristen zanken dort um Römerrechte.
 Die Aerzte lachen ob den Wortverdrehern,
 Und lehren, wie sich Elixire brauen;
 Sprachwurzeln werden lärmend ausgehauen
 Von Philologen, Griechen und Hebräern.

Die Astronomen schelten sich um Zahlen;
 Dort singt ein Trupp vergnügter Provenzalen
 Den tapfern Troubadour Bertrand de Born,
 Sein Minneleid und feinen Helbenzorn.
 Goldstücke rollen dort, die Würfel dröhnen;
 Gelächter schallt zu jugendlichen Poffen,
 Und Jedes wird mit edlem Wein begossen;
 So lustig werd' es allen Musensöhnen!

Und wieder spricht ein Andern in der Laube,
 Indem er schwingt den rothen Saft der Traube:
 „Von Aimerichs von Bene theuren Lehren
 Blieb eine unvergeßlich mir vor allen;
 Sie wird noch spät auf Erden wiederhallen,
 Wenn wir schon längst sind fort und nimmer kehren.
 In dieser sternenhellen Frühlingsstunde
 Sey sie uns wiederholt aus meinem Munde:

Was wir mit dunklem Worte nennen
 Die göttliche Dreifaltigkeit,
 Das sind drei Stufen in der Zeit,
 Wie wir den einen Gott erkennen.

Den Vater glaubte den Gewittern
 Der Mensch und dem Prophetenmund,
 Vor Gottes Willen mocht' er zittern;
 Und solches hieß der alte Bund.

Jehovah's Tage mußten schwinden,
 Der dunkle Donnernebel floh;
 Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
 Und wurden seiner Liebe froh.

Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
 Vergeht, der neue Bund zerrißt,
 Dann denken Gott wir als den Geist,
 Dann wird der ewige Bund gefeiert.

So wird in Dreien Eins genommen,
 Und Gott von uns in seiner Macht
 Geglaut, empfunden und gedacht;
 Es will die Zeit des Geistes kommen;

Die Zeit, in der mit seinen Strahlen
 Der Menscheng Geist zusammentrifft
 In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
 Und selig ruht nach langen Qualen.“ —

„Auf Almerichs von Bene Angedenken!“ —

Das ist zum Theologentisch gedrungen,

Sie horchen auf von ihren Schulgezänken,

Und ein Lombard' ist auf den Tisch gesprungen:

„Die neue Lehre soll die Welt bestegen!

Der Geist ist Gott!“ so ruft er in die Schaaren,

Und Alle auf von ihren Bänken fahren

Und nach den Sternen ihre Mügen fliegen.

Von Tisch zu Tisch hineilt das große Wort

Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;

„Der Geist ist Gott!“ so schallt es hin mit Macht,

Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Der Brunnen.

Das Grab im Burghof zu Lavor

Buchs einsam, ungestört empor,

Schon überhüllt es und umschattet

Gebein, zerstreut und unbestattet;

Raubvögel, die ans Licht es zogen,

Umfliegen hoch im stillen Bogen

Die brandgeschwärzten alten Mauern,

Der dunkle Himmel scheint zu trauern.

Am Brunnen steht sie noch, die Linde,

Die Zeugin einst so schöner Zeiten,

Sie läßt, bewegt vom Herbsteswinde,
 Die Blätter leis hinuntergleiten;
 Die Sträucher drängen mit Verlangen
 Zum Brunnen, Disteln selbst, die rauhen,
 Den Rand von Marmor überhangen,
 Als möchten sie hinunterschauen.
 Ein Sänger steht am tiefen Brounen,
 Sein letztes Lied hinabzuweinen,
 Ach, wo versenkt mit allen Bonnen,
 Giralda ruht, bedeckt von Steinen.

„Der Himmel hat kein Wort geboren,
 Wie hold du warst, wie schön, zu sagen;
 Die Hölle hat nicht herb're Klagen
 Als meine, daß ich dich verloren!

Kein Trost kann mit dem Schmerze ringen;
 Du wirst nicht wieder auferstehen,

Wenn Gott dich einmal ließ vergehen,
 Kann er dich so nicht wiederbringen.

Da unten mein' ich dich zu hören,
 Wie deine Lippen traulich flüstern,
 Hinabzustürzen werd' ich lüstern;
 Doch soll ich auch dein Bild zerstören?

Es taucht mir auf mit allen Zügen,
 Mit jeder Schönheit unvergessen;
 Wie deine Reize unermessen,
 Kann auch mein Schmerz sich nie genügen.

Sie senkten in den Schacht dich nieder,
 Und eine Welt von Freudenschimmer,
 Was, einmal todt, ist todt für immer:
 Die Schönheit, Liebe, und die Lieder!“

Vorüber sind die schönen Frühlingsnächte;
 Der Sommer hat geglüht und Saat gereift,
 Der Herbst die Blätter von den Bäumen streift,
 O daß er auch den Haß zur Ruhe brächte!
 Der überwintert grüner als Cypressen,
 Und jene Nacht, er hat sie nicht vergessen;
 Was dort von Freiheit in der Gartenlaube
 Erscholl, es ward den Winden nicht zum Raube.
 Begraben wird nach Americhs Gebeinen,
 Im Feuer sie den Schülern zu vereinen.

Entgeltung.

Die Feinde, könnten sie in ihrem Hassen
 Den Hingeschiednen selbst, ihn selbst ergreifen,
 Sie würden ihn herab vom Himmel schleifen;
 Und, ist er dort, auch nicht der Hölle lassen.

Dem Tode zürnen sie, daß er so frühe
 Den Feind entführte und auf eigne Hand
 Ihn sanft entrückte jeder Erdenmühe,
 Und nur die Knochen ließ dem Rachebrand.
 Sie möchten schier vor Wuth sich selber äffen,
 Mit Bann den Tod, den alten Keger treffen,
 Deß Miesehand, trotz allen Widerschlägen,
 Die Macht des Wahnes wird zur Ruhe legen.

Doch ihre Zeit ist noch nicht abgeflossen;
 Indessen wird ein Feuer angezündet,
 Und jeso haben Americhs Genossen
 Sein kühnes Wort zum letzten Mal verkündet.

Der eine von den Priestern am Schaffot
 Hat Haß genug zu einem letzten Spott:
 „Nun mögt ihr euren Herzenswunsch erreichen,
 Den ihr verlauten ließt so unerschrocken,
 Nach eures theuren Meisters Afschloffen;
 Ihr dürft mit ihnen seyn als ihresgleichen.
 Nehmt jetzt die Sterne, die so freundlich lachten,
 Beim Wort; sie haben Herberg' angetragen;
 Die Erde muß sie euch fortan versagen,
 So mögt ihr heut auf Sternen übernachten!“

Umsonst!

„Mein guter Degen, wie du voll Verdruß
 Im Winkel ruhst, schier wie der Hecht im Dürren;
 Du Eisenfisch, sollst bald vor Freude schwirren
 Und lustig tanzen mit im rothen Fluß.“

„Ei! Kößlein feurig, tummelnd auf der Weide,
 Sollst glänzen bald im blanken Harnischkleide,
 Zum Sporenhieb und Klange der Drommeten
 Den schönen Kampffritt über Leichen treten.“

Schon reitet er bewaffnet, kreuzgeschmückt,
 Der Fahne nach die dort zu Felde rückt.
 Wie Otto von Burgund und all' die Edeln
 Der Kirche schmeichelnd mit dem Banner wedeln!
 Wie rasch doch Fürsten ihre Fahnen schwingen,
 Wenn es der Freiheit gilt den Tod zu bringen!

Es gilt den auferstehenden Gedanken,
 Von dessen Tritt die sieben Hügel schwancken,
 Den Starken gilt's zum Tod zu ringen nieder,
 Den Riesen mit den rauschenden Gewändern,
 Der seines Leibes unermessne Glieder
 Zugleich erhebt in weitentlegnen Ländern. —
 Was soll der Köpfelein Wiehern hier und Springen?
 Was wollen hier die ausgereckten Klingen?

O Fürsten übermüthig, wahnverloren,
 Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,

Und schaut den Feind, dem ihr den Tod geschworen,
 Und zittert schauernd in euch selbst zusammen!

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
 Der im Urkampf erstegt dies weite Feld;
 Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
 Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
 Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
 Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
 In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
 Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
 Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
 Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
 Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
 Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
 Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen.

O glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
 Ist der Gedanke je mit euren Waffen,
 Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
 Und will durch die Geschichte blühen und singen.

Simon Montfort.

Die Burgen und die Dörfer brennen,
 So helle Flamm' ist angefacht:
 Man kann in mondverlassner Nacht
 Die Todten auf dem Feld erkennen.
 Der Krieg, der wilde, rennt und schnaubt
 Durchs Land, die blutig rothe Pfüge,
 Er hat den Himmel sich aufs Haupt
 Gesezt als eine Scharlachmütze.

Graf Montfort nach Toulouse reitet
 Mit seinen kreuzgeschmückten Schaaren,

Von seiner holden Frau begleitet,
Durch raube Mühsal' und Gefahren.

Er spricht zu ihr, wie reich mit Segen
Die Kirche seine Fahrt belohne,
Es blinke strahlend schon entgegen
Ihm von Toulouse die Fürstkrone,
Wie Beziers ihm zugefallen
Mit Burgen, Städten, und Vasallen,
Wie Carcassonne, Conserans,
Albi und Foix ihm unterthan.

Doch schweigend reitet sein Gemahl,
Weil Athem ihr und Sprechen schwer
Im Wind, der von den Feuern her
Rauchwolken jagt ins enge Thal.

„Wenn auch die Aeuglein überfließen,
Laß, Kind, den Rauch dich nicht verdrießen:
Bald folgt den Zeiten rauher Kämpfe
Ein glanz- und ehrenreicher Friede:
Bedenk', es kommen diese Dämpfe
Aus unsres Glückes Flammenschmiede.

Bald steht, mein letztes, schönstes Hoffen,
Mir huldigend Tolosa offen!“

Sie schweigt, nicht blos der scharfe Rauch
Hat Stimm' und Rede ihr benommen;
Ein schweres, hanges Athmen auch
Hält traurig ihr das Herz beklommen.

Auch Montfort schweigt, und die Gedanken
Beginnen zweifelnd ihm zu schwanken.

Der Tritt von zwanzig tausend Pferden
 Erdröhnt, und durch des Rauches Flor
 Bricht dunkelroth der Mond hervor,
 Wie Widerschein des Bluts auf Erden.

Sie ziehn hindan die ganze Nacht,
 Und als der Morgenschein erwacht,
 Umlagern sie zu Roß, zu Fuß,
 Ein breites Heer, die Stadt Toulouse.

Graf Montfort kniet in seinem Zelt
 Anbetend vor dem Herrn der Welt,
 Er beichtet Fulco und bekennet
 Die Sünden, die sein Herz beschweren,
 Er hört die Mess in Neuzähren,
 Und nimmt das heil'ge Sacrament,
 Daß Christi Leib und Blut ihm stärke
 Mit Muth den Leib zum blut'gen Werke.

Die Mönch im Chöre singen wieder
 Weithin erschallend fromme Lieder,
 Harmonisch durch die Lüfte ziehen
 Der wilden Zwietracht Melodieen.

Wie Montfort jetzt, der kühne Fechter,
 Sein Roß besteigt, da bäumt und prallt
 Der Gaul, und von den Mauern schallt
 Tolosa's jauchzendes Gelächter.

Doch Montfort schwingt sich auf im Zorn,
 Haut tief ins Roß den scharfen Sporn:
 Hinspringt er an des Walles Rand,
 Und droht mit Schwert und Blick, da fällt
 Ein Stein, der ihm das Haupt zerschellt,
 Und sterbend sinkt er in den Sand.
 Fahr wohl! o Glück und Fürstenmacht! —
 Noch treffen Simon im Verschneiden

Fünf Pfeile, die den Stein beneiden,
 Er hört noch, wie Tolosa lacht.

Nitter und Mönch.

Nun schallt das Feld von Schmerz und Klage,
 Die weit das Lied von Hinnen führen,
 Weil es, gedenkend früh'rer Tage,
 Um Simon nicht will weinen hören.

Die Schlacht verrauscht, die Sieger ziehn von Hinnen;
 Ein Nitter bleibt zurück bei seinem Roß,
 Das ihm durchstach ein irrer Lanzenstoß;
 Ihm galt's, er sieht des Rosses Blut verrinnen.

Des treuen Thiers kann er sich schwer entwöhnen;
 Er schaut es an mit einem Blick voll Leid,
 Schnallt ihm den Sattel ab, das Panzerkleid,
 Erleichtern will er ihm das letzte Stöhnen.

Zum Abzug wird das Schlachthorn dort geblasen,
 Da zuckt dem Gaul die Seele noch hervor,
 Da spitzt er müd' und langsam noch das Ohr,
 Nun streckt er todt die Glieder auf den Hasen.

„Wo ist dein tapfrer Sprung, o mein Gefelle?
 Und wo dein feurig Wiehern, edles Thier?
 So herrlich klang's, das liebste Schlachthorn mir:
 Wohin dein Muth, die Kraft, die Windeschnelle?

Seh nun ein Mahl, mein Roß, den Geierschaaren!
 Sie haben nie geschmeckt so edles Blut;
 Zu kostbar ist dein Fleisch für Würmerbrut,
 In Geiern soll es gegen Himmel fahren.

Den Aaren soll dein Blut im Herzen kochen,
 Daß sie betrunken taumeln in der Luft,

Dann singen sie dein Lob durch Berg und Kluff:
 Das beste Roß ward bei Montjoyr' erstochen.“

Er lagert sich am Waldsaum hoher Eichen,
 Die Walstatt ruht im Abendlichte klar,
 Und vor dem Anblick dieser Leichenschaar
 Muß seinem Schmerz des Rosses Bild entweichen.

Die bleichen, wildentstellten Angesichter
 Ergrimmteter Feinde liegen hier vereint,
 Gleichmäßig auf die Todten alle scheint
 Der Friedensgruß der sanften Abendlichter.

D hätte so gestrahlt in die Gemüther,
 Klar und versöhnend, ein Gedankenstrahl,
 Ein himmlisch Licht in dunkler Seelen Dual,
 Sie lebten — froh der holden Erdengüter.

Was raschelt in des Eichwalds dürrem Laube?
 Ihm naht ein Mönch und spricht: „Gott tröste dich!“
 Und blickt so frei und fest, als ob er sich
 Im Schutze dieser Todten sicher glaube.

Ihm schmückt die Brust ein Kreuz von rother Seide,
 Die Waffen warf er weg; daß er sie trug
 An diesem Tag des Kampfs und Wunden schlug,
 Zeigt manche Spur des Bluts an seinem Kleide.

Der Klosterbruder lagert sich zum Reiter,
 Der einen Gruß dem Waffenlosen nickt,
 Dann wieder auf das Feld hinüberblickt;
 Sie starren Beide auf die todten Streiter.

Der Herbstwind jagt die Blätter von den Bäumen
 Hin über's Feld, sie wirbeln und sie flieh'n

Den Todten um die stillen Häupter hin,
 Wie Schatten von verlornen Lebensträumen.

Das sieht sich traurig an; das Abendscheinen
 Floh mit dem dürren Laub den bangen Ort,
 Der Herbstwind führt allein das ernste Wort,
 Die Beiden still — der Mönch beginnt zu weinen.

Doch plötzlich fährt er auf, sich zu ermannen,
 Das rothe Kreuz, der Kirche Angebind,
 Er reißt es von der Brust und gibt's dem Wind,
 Es flattert wie das dürre Laub von dannen.

Befremdet schaut der Ritter den Genossen
 Und fragt: „was willst? was soll dein seltsam Thun?“
 Doch näher rückt der Mönch dem Keger nun,
 Hat liebvoll in die Arme ihn geschlossen.

„Nicht folg' ich mehr der Kirche blut'gen Fahnen:
Im Hinblick auf das stumme Leichenfeld
Hat Friede wunderbar mein Herz erhellt,
Des tiefen Sinns ward mir ein freudig Ahnen.

Gottmensch, Erlöser, Christus ist die Seele
Der Welt, der Menschheit innerstes Geschick;
Doch Dunkel hüllt es noch vor unserm Blick,
Kein Buch erklärt's, es klang aus keiner Kehle.

Das Leben bricht der Kirche düstre Schranke;
Die heilige Geschichte ist geschehn,
Doch war auch sie nur Abglanz und Vergehn;
Vollenden wird Erlösung der Gedanke.“

Der Ritter reicht zum Bund ihm seine Rechte
Und spricht: „o Mönch, geehret sey dein Mund!

Komm auf mein Schloß, und geh mit mir zu Grund!
Die Nachwelt blüht, wir fallen im Gefechte.

Doch eh' die Welt gelangt zu ihrem Heile,
Erhebt der Kampf sich erst mit neuem Muth,
Wenn er auf unsern Gräbern ausgeruht,
Und still gesonnen eine trübe Weile.

Die Schaar der kühnen Streiter schwand zusammen,
Schon wird es still; der Geist, der sie gelenkt,
Er liebt, zu sinnen bald, in sich verjenkt,
Und bald in Kämpfen herrlich aufzuflammen.“

Es dämmert schon das Thal in Nebelschleiern,
Die Beiden wandeln fort, der Ritter kehrt,
Noch einmal scheidend sich nach seinem Pferd,
Und in den Lüften schallt der Ruf von Geiern.

Ein Greis.

„Sturm der Urwelt, habe Dank,
 Daß du, schleudernb Felsenklöge,
 Bauteß die granitne Bank,
 Drauf ich lagernd mich ergöge!

Unter mir in wilder Flucht
 Braußt der Strom und stürzt von hinnen;
 Starrend in die rege Schlucht,
 Seh' ich 's Leben mitverrinnen.

Rasch hinab und nie zurück!
 Selbst die Sehnsucht nach dem Alten;
 Theure Leiden, schönes Glück,
 Leicht zerfliehende Gestalten!

Käm' ein Gott und schöpfte mir
 Einen Becher aus dem Quelle,
 Spräche: „trink! ich reiche dir
 Noch einmal die beste Welle!“

Sprach' ich: „nein, ich trinke nicht;
 Was vorüber, sey verloren!
 Was die Stunde bringt und bricht,
 Werde nicht zurück beschworen!“

Von dem Sturzbach, windverstreut,
 Tropfen mir ins Antlitz bringen;

Will mir die Vergangenheit
Meine Thränen wiederbringen?

Rausche, Zeit, vorbei, vorbei!

Deine Opfer hab' sie alle!

Auch dein eigener Sterbeschrei
Tönt mir zu im Wasserfalle.

Ewiger Geist auf flücht'gen Land

Schau' ich fest vom Felsenblocke,

Den ich meistre im Bestand,

Wie Granit die Aschenlocke.

Drüben dort ein Geier streicht,

Hoch und still mit wildem Lauern;

O wie diesem Vogel gleicht

Um der Menschheit Loos mein Trauern!

Rauhe Krallen führt mein Schmerz,

Scharfe Augen, rasch Gefieder,

Heißes Blut wie Geiers Herz,

Blöglich stoßt er auf mich nieder.

Ringsum ist die Welt verheert,

Alles öd und still geworden,

Düster schweigt, in sich gefehrt,

Wer entronnen diesem Norden.

Hundert Burgen sanken hin,

Ungezählter Leichen Gräfte,

Mit der Menschenasche ziehn

Ueber's wüste Feld die Lüfte. — —

Noch die Freiheit war es nicht;

Dunklen Grub, verworrne Kunde

Brachte nur von ihrem Licht
Die vorausgeeilte Stunde;

Wie ein Bote liebend eilt,
Mit der Freudenpost zu kommen,
Und vor Ungeduld nicht weilt.
Bis ihr Wort er ganz vernommen.

Ah! es war ein schöner Klang,
Dem die Welt so sehrend lauschte;
Wie ein himmlischer Gesang,
Der im Schlachtgefild verrauschte.

Manche, krank, ins tiefste Mark,
Selbst am ewigen Geist verzagen;
Andre haben, still und stark,
Ihren Gott hindurchgetragen.

Tiefer schmerzt, als das Geroll
Zeit und Tod zu meinen Füßen,
Daß ich nicht erleben soll,
Wie sich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geist, der bald den Riß
Enden wird durch diese Hülle,
Lebt in Andern einst gewiß
Seine Freiheit, Macht und Fülle."

Das Gesicht.

Am Crucifix das Lampenlicht
 Bescheint sein sterbend Angesicht;
 Durch's Fenster weht die Luft herein
 Und stört die Ruh' dem Ampelschein,
 Daß um die heilige Gestalt
 Unsteter Schein und Schatten wallt.

Und wie die Lichter sich bewegen,
 Scheint leise sich das Bild zu regen:
 Des Dulders letzte Miene bebt,
 Mit einem Lächeln sich zu schließen,

Das Auge bricht, die Thräne schwebt,
 Des Blutes heil'ge Tropfen fließen.
 Noch einmal hebt wie Athemzug
 Die Brust, die so viel Liebe trug.

Am Christusbild in stiller Nacht
 Kniet Innocenz und betet laut;
 Vielleicht ihm vor der Stille graut,
 Seit er die Welt so still gemacht?

Er blickt empor zum Gottesbilde,
 Ihn schreckt die Liebe und die Milde,
 Indem er seiner That gedenkt,
 Wie blutig er die Welt gelenkt.

Er ragt so hoch und fest am Tage,
 Sein Wille starrt ein Wall von Erz;

Nun wecken Nacht und Bild sein Herz,
 Er ruft an seinen Gott die Frage:
 „Herr! sieh mich hold und gnädig an,
 Laß meiner Brust den Muth nicht weichen,
 Gib deines Beifalls mir ein Zeichen,
 Daß ich der Welt so weh gethan!
 O, nicke, daß du mir's geboten,
 Daß dir willkommen meine Todten!

Im Thale von Gethsemane
 Ergriff dein Herz ein banges Weh,
 Hoch schlug es auf in Kampf und Dual,
 Die Wasser rauschten durch das Thal:
 Und Bäche Blutes ließ ich fließen,
 Die Todeswellen brausend schießen
 Durch jene unheilvollen Gründe,
 Durch manche finstre Schlucht der Sünde,

Wo du mit Feinden heiß gerungen:
 Sie hätten sonst dein Reich bezwungen.
 Mein Heiland! sieh mich gnädig an!
 Und winke: hab' ich recht gethan?“

Er starrt dem Bild ins Angesicht,
 Da löschet ein Falter ihm das Licht,
 Und finster ist es um ihn her,
 Und still; er fragt das Bild nicht mehr.

Bald sieht er andre Lichter steigen,
 Und andre Kreuze sich nicht bergen,
 Die Flammen der Provence zeigen
 Die Kreuze auf der Brust der Schergen.
 Die Trümmer stürzen, Waffen rasseln,
 Und aus dem wilden Feuerprasseln

Hört er verfluchen seinen Namen: —
 Als ihn das Schreckgesicht umbraußt,
 Nimmt er's Gewissen in die Faust
 Und spricht gelassen: „Amen! Amen!“

Schlußgesang.

Wofür sie muthig alle Waffen schwangen,
 Und singend in die Lodeßfeuer sprangen,
 Was war es? trogte hier ein klarer Blick
 Ins Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
 War's Liebe für die heilige, erkannte,
 Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
 War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
 Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
 Mehr nicht! — doch soll die Ehlen darum eben
 Bewunderung und Wehmuth überleben.

O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben! —

Und dringt die Frage weiter in mein Lied,
Warum es nicht so wilden Graus vermied,
Warum es ruft nach jenes Gräuels Schatten,
Den die Geschichte froh war zu bestatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig singen,
Und gegen Todte Haß dem Herzen bringen?
Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht Manchen, der da lebt, zu schlagen?

Doch weise auf der Vorwelt unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.

Der Wanderer gibt dem Freund, der nach ihm schreitet,
Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihre Leichen.

Geheiltes Loos mit längstentschwundenen Streibern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrißtheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungebuld;

Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
 Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
 Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
 Mit heißen Wünschen, unergoltnen Qualen,
 So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
 Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
 Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
 Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
 Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
 Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
 Vergleichst mit Innocenz, dem großen Todten,
 Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
 Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
 Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen

Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
 Den Abigensern folgen die Hussiten
 Und zahlen blutig heim, was jene litten;
 Nach Huß und Žižka kommen Luther, Hutten,
 Die dreißig Jahre, die Gesennensreiter,
 Die Stürmer der Basille, und so weiter.